

Humor als verbauert (*rusticanus*), da ihn seine Arbeit den Büchern entfremdet habe⁶⁹.

Ein letzter Blick auf die frühmittelalterliche Germanenbekehrung überrascht und imponiert durch die zeitliche und räumliche *Weite* des Vorganges. Nahezu 500 Jahre, gerechnet vom Beginn der Englandbekehrung bis zu dem nur annähernd festzulegenden Zeitpunkt der vollendeten nordischen Bekehrung, hat die Mission unter den west- und nordeuropäischen Germanen zwischen Alpen und Island erfordert. Viele Generationen von Bekehrern sind in diesen Zeiten und Räumen am Werk gewesen, Kräfte und Opfer, die jedes gewöhnliche Maß weit überschritten, sind gefordert worden, um die germanische Welt in den christlich-abendländischen Kulturkreis einzureihen.

Da mag es wohl angehen, mit dem bekannten Vers aus der Aeneis auf die Begründung Roms — in kleiner Abwandlung zwar, aber in nicht minder weltweiter Geltung — zu schließen:

Tantae molis erat, Germaniae condere fidem!

⁶⁹ *Epp. sel.* 34, 59.

PROBLEME AM BEGINN DER MISSION BEI EINEM NATURVOLK IN DER HEUTIGEN ZEIT

von Anton Lukesch

Noch gibt es Völker, die völlig unberührt nach jahrtausendealtem Rhythmus ihr ursprüngliches Stammesleben führen. Die entlegensten Räume der Erde sind heute ihre Heimat. Der Missionar, der dorthin gesandt wird, hat dem der ersten Kolonialzeit wenig voraus. Eigentlich ist er ärmer. Wohl kann er den ersten Teil seiner großen Reise im Flugzeug oder im schnellen Schiff zurücklegen; aber ihr letzter Teil wird genau so wie damals zu einer mühsamen und gefahrvollen Expedition. Heute wie einst kommt er mit seinem Brevier, seinem Missionskreuz, seinem Kelch und den Gewändern zur Feier der heiligen Messe und bringt den Eingeborenen Geschenke mit. Aber im Zeitalter der Entdeckungen kam der Missionar oft mit großer Begleitung. Er brachte Bildwerke und prächtige Statuen, nicht selten Meisterwerke christlicher Kunst mit. Unter seinen Geschenken für die Eingeborenen fand sich barocker Schmuck, etwa schön gefaßte venezianische Glasperlen. Selbst wenn er nach der endlosen Reise allein und arm kommen mußte, kam er doch aus einem Land mit einer blühenden christlichen Kultur und inneren Reichtümern. Die Kamera, der Projektionsapparat, das Magnetophon und das moderne Jagdgewehr, das der heutige Missionar aus dem

technischen Zeitalter mitbringt, können dies nicht aufwiegen. Der Missionar von einst kam als Vertreter einer christlichen Welt. Michelangelo hatte seinen Petersdom in Rom vollendet; von Rom her war eine große christliche abendländische Gemeinschaftskultur entstanden. Ihre Gestalter wollten Himmel und Erde harmonisch aneinanderfügen. Der Frühlingssturm einer religiösen Begeisterung erfaßte das Volk. Von diesem Geist getragen, zog der Missionar in die fernen Lande, um die Welt für Gott zu erobern. — Der Missionar von heute stammt aus einer überwiegend materialistisch denkenden, ideologisch zerrissenen Welt. Ihre übersteigerte Zivilisation mit gigantischen Projekten und deren Realisationen findet in dieser Geistigkeit nur ein schwaches und schwankendes Fundament. Unaufhaltsam dringt sie auch in die letzten Winkel der Erde vor. Der Missionar kommt heute kaum mehr als erster Vertreter seiner Rasse und seiner Welt zu einem Naturvolk. Vor oder neben ihm kommen meist andere, die völlig andere Interessen verfolgen und deren Tun und Lassen er in keiner Weise beeinflussen kann. Neben den Vertretern wirtschaftlicher und politischer Interessen, die den letzten Fortschritt bringen und ihre technischen Weltprojekte verwirklichen wollen, muß der Missionar sich um das Heil der menschlichen Seelen bemühen, um die Rettung alter, versprengter Völker, die noch im Dunkel des Heidentums leben. Er kann ihnen nicht einfach eine fertige Errungenschaft zur Übernahme hinstellen, sondern muß in mühevoller Arbeit von ihrer Natur ausgehen, ihr Vertrauen gewinnen und an ihrer Welt teilhaben.

Das konkrete Beispiel, das dieser Abhandlung zugrunde liegt, ist der Beginn der Missionsarbeit, wie sie mein Bruder und ich bei den Stammesgruppen der Kayapó-Indianer (Gê-Stamm) ausübten im mittleren Becken des Xingu-Stromes in Amazonien, Brasilien. Diese Indianer leben in dem großen Gebiet der Prälatur Xingü mit dem Bischofstädtchen Altamira. Selber nennen sie sich „Mebemokrê“. Zuerst wurden sie unter dem Namen „Gorotire“ bekannt, wie eines ihrer Dörfer noch heute heißt. Von altersher sind sie der Schrecken der neubrasilianischen Siedler, die weiter unten am großen Fluß als Gummisammler in einsamen Hütten wohnen, und auch der benachbarten Naturvölker, die sie in endlosen blutigen Fehden fast völlig ausgerottet haben. Sie kamen noch wenig in Berührung mit unserer Zivilisation, wenn man absieht von blutigen Zusammenstößen und Überfällen, die sich, wenn auch selten, so doch bis zum heutigen Tag immer wieder ereignen. — Man kann sie als Halbnomaden bezeichnen. Sie haben wohl feste Dörfer, doch alljährlich ziehen sie monatelang durch Steppe und Urwald. Die Kayapó stehen auf der Kulturstufe eines Pflanzervolkes, da sie neben der Jagd und dem Sammeln wilder Früchte auch einen primitiven Hackbau betreiben.

Bei Naturvölkern, die auf der gleichen Kulturstufe stehen, finden sich viele Parallelen nicht nur in der Wirtschaft, sondern auch in ihrer ganzen Lebensform und in ihren Anschauungen. So kann die Darstellung der Anfänge einer Mission bei einem bestimmten Stamm auch für andere Naturvölker weitgehend allgemeine Geltung beanspruchen.

Nach einer wochenlangen Kanu-Fahrt den Xingu-Strom aufwärts — einer schwierigen Expedition vergleichbar — begann unsere Missionsaufgabe. An die tausend Kilometer fuhren wir unter der heißen Äquatorsonne. Stromschnellen und Wirbel, Steilstufen im Fluß und alle möglichen anderen Hindernisse waren zu überwinden.

Die Begegnung mit den Menschen, zu denen wir gesandt waren, gestaltete sich so, wie es ähnlich wohl die meisten Forschungsreisenden und Missionare erleben werden, die gleich uns das Glück haben, daß die Eingeborenen ihnen nicht feindlich begegnen: Wir standen auf der heißen, weißen Strandfläche, an der unser Boot eben gelandet war, umringt von einer Schar nackter, brauner Gestalten. Diese Menschen mit wildbemalten Gesichtern, mit großen Lippenscheiben in der durchbohrten Unterlippe, redeten und schrien alles mögliche auf uns ein in einer Sprache, die wir nicht verstanden. Stürmisch begehrten sie von unserer Ladung im Boot das, was ihnen begehrenswert erschien.

Das völlig Andersartige, Fremde schon in ihrem äußeren Anblick, die unbegreiflichen Verhaltensweisen, die Zauberriten und Kultformen sind wohl das beherrschende Erlebnis bei der Begegnung mit den Angehörigen eines Naturvolkes und in der ganzen ersten Zeit des Zusammenlebens mit ihnen. Es wird kaum einen Missionar geben, der sich nicht durch Jahre nach dieser Begegnung geseht hat. Aber es wird auch kaum einen geben, den nicht zur Zeit der Erfüllung seines Traumes ein Gefühl der Hilflosigkeit und Ohnmacht überfällt, wenn er an die Verwirklichung seiner Aufgabe denkt.

Um zum Erfolg zu gelangen, soweit dieser von menschlicher Wirksamkeit abhängig ist, muß der Missionar diese Menschen begreifen lernen und ihre Zuneigung gewinnen. Dazu muß er einmal mit ihnen zusammen leben. Schon allein das Leben im Eingeborenendorf stellt ganz große Anforderungen.

So blieben wir im Indianerdorf mit unsern Meßkoffern und Proviantkisten, mit Geschenken für die Indianer und unseren Hängematten zum Schlafen allein zurück, nachdem wir unsere Ruderer wieder in die zivilisierte Welt zurückgeschickt hatten. Unser bloßes Dasein im Eingeborenendorf, unser Wohnen, zuerst in einer ihrer Hütten, dann der Bau einer eigenen Hütte, der Bau einer Kapelle, unsere ganze Tätigkeit, um uns einigermaßen einzurichten, um leben und arbeiten zu können, brachte uns in engste Berührung mit den Indianern. Tag und Nacht waren wir von einer Schar Neugieriger umgeben. Mit vielem Gestikulieren begannen wir mit ihnen zu handeln, um zu einem Stück Wildpret, zu Bananen und ähnlichem zu kommen. Wir sahen, wie sie gar keinen Begriff vom Wert der Dinge hatten; sie waren ja bisher nicht einmal auf das Tauschen angewiesen.

Die Andersartigkeit der Umgangsformen bei dem Naturvolk ist im Anfang ein ständig neues Erlebnis. So etwa wollten wir von den Indianern, die sich uns freundlich zeigten, gleich den Namen wissen. Zu unserem Erstaunen machte jeder, den wir nach seinem Namen fragten,

ein grimmiges Gesicht und blickte zu Boden. Erst viel später entdeckten wir, daß man immer einen Dritten fragt, wenn man einen Namen wissen will; dieser nennt ihn gern. Wir konnten uns dies daraus erklären, daß nach ihrer Auffassung dem Namen, als Abbild der Persönlichkeit, ein Stück der Seele anhaftet. Nachdem sie sich vorstellen, daß beim Sterben die Seele aus dem Mund des Toten entweicht, schadet die Aussprechung des eigenen Namens. Spricht ihn ein anderer aus, so geschieht nichts. Im Zorn fragt ein Indianer seinen Gegner nach dessen Namen, um ihm etwas von der Seele zu entreißen.

Im Zusammenleben mit dem Naturvolk wird man allmählich seinen harten Daseinskampf in der feindlichen Wildnis kennenlernen. Wenn auch bei den Pflanzungen unserer Kayapó die Frau fast alle Arbeit leistet und die der Männer sich auf das Fällen der Bäume und das Niederbrennen der Rodefläche beschränkt, so kann man durchaus nicht sagen, daß die Männer faul seien. Die Jagd, wenn sie auch ihre höchsten Lebensgefühle weckt, ist im Urwald und mit primitiven Waffen doch zugleich eine schwere und gefährliche Arbeit.

Immer wieder erlebt man im Alltag des Eingeborenendorfes, wie schnell diese Menschen in Zorn geraten können, ihre große Spottlust und ihre Neigung zu gewaltsamen Handlungen. Für den, der bei dem Naturvolk bleiben will, ist es durchaus nicht gleichgültig, ob er die fremden Umgangsformen und die fremde Mentalität richtig begreift oder nicht. Um seiner Sache willen kann er es nicht riskieren, sich lächerlich zu machen oder gar sich zu verfeinden. Der Missionar darf aber auch keine Ehrfurchtsverletzung an sich selber dulden, will er die Sache des höchsten aller Herren wirksam vertreten. Natürlich fragt es sich da, wann nach der Anschauung dieser Menschen eine wirkliche Ehrfurchtsverletzung vorliegt. Durch Zorn wieder wird man leicht ihre Spottlust erregen; sie sehen im Zorn etwas Häßliches, ein Zeichen von innerer Schwäche, das er ja tatsächlich häufig darstellt. Das Verhalten des Missionars wird einen vorsichtig tastenden Charakter haben müssen, bis er zum richtigen Verständnis gelangt ist. Wir lernten bald, daß ein energisches, kräftiges Auftreten, aber immer in Verbindung mit Freundlichkeit, das beste Verhalten ist.

Eine große Schwierigkeit für den Missionar bei einem Naturvolk ist das tiefe Mißtrauen und die Feindseligkeit gegen alle Fremden und alles Fremdartige. Auch bei den Kayapó fanden wir diese Haltung tief verwurzelt. Sie nennen nicht etwa nur die Weißen bzw. Neubrasilianer, sondern alle Stammesfremden, ja, schon die Angehörigen eines anderen Kayapó-Dorfes „Kubén“ und sind ihnen feindlich gesinnt. Sie fühlen sich ihnen auch weit überlegen. Nur die Angehörigen des eigenen Stammes, noch näher, die der eigenen Dorfgemeinschaft, gelten ihnen als vollwertige Menschen.

Will der Missionar den Eingeborenen nahekomen, was für seine Aufgabe unbedingt notwendig ist, so muß er diese Vorurteile, wenigstens soweit sie seine Person betreffen, raschestens überwinden. Er muß alles

nützen, was dazu dient, soweit es dem Sinn seiner Sache nicht widerspricht. So nannten uns z. B. die Kayapó von allem Anfang an „Wayan-gári“, wie sie ihren eigenen Medizинmann oder Zauberpriester nennen. Wir ließen sie gewähren und hatten dadurch den ungeheuren Vorteil, daß wir von vornherein das Prestige eines Medizинmannes bekamen und gleich irgendwie in ihr Stammesgefüge eingegliedert waren. Eine gewisse echte Beziehung zum Priestertum, das wesentlich Mittlerschaft zwischen Gott und den Menschen bedeutet (*Hebr 5, 1*), kann man finden: Auch von ihrem Medizинmann nehmen die Kayapó seit eh und je an, daß er in Verbindung mit überirdischen Mächten stehe und für seine Stammesgenossen auf diese einwirke. Durch ihr Erlebnis des katholischen Priesters und durch seine Wortverkündigung wird der Begriff von selbst die nötige Wandlung erfahren.

In der Beziehung zu den Eingeborenen spielt zuerst die Sprache wohl die entscheidendste Rolle. Wieviel blutige Zusammenstöße mit ihnen hätten sich vermeiden lassen, wenn man ihre Sprache beherrscht hätte. Die Sprache eines Volkes stellt seine Besitzergreifung und Deutung der Welt dar. Sie zu sprechen heißt bereits in sein Wesen eindringen. Die Verkündigung der Lehre, die alle Probleme des menschlichen Seins berührt, fordert den Erwerb und ein volles Einfühlen in die Sprache des Naturvolkes. Sie ist einfach und wortarm und es fehlen ihr viele, vor allem abstrakte Begriffe, die beim Erzählen, bei der Predigt und bei der Übersetzung der heiligen Texte durch Umschreibungen und Definitionen ersetzt werden müssen. Mit dieser harten philologischen und dogmatischen Arbeit muß der Missionar sofort beginnen.

Noch bevor er aber die Sprache beherrscht, bevor er auch nur einigermaßen die Verhaltensweisen und Umgangsformen der so fremden Menschen kennt, zu denen er gesandt ist, muß er doch schon seiner Gesinnung Ausdruck geben. Geschenke können diese Freundschaftsgesinnung beweisen. Natürlich wird der Missionar immer alles daran setzen, die Gefahr von „Bekehrungen“ auf materialistischer Basis zu vermeiden. Aber Geschenke im Sinne eines Sich-selber-Mitteilens haben auch eine metaphysische Bedeutung. Sie sind dem Naturvolk ein eindrucksvoller Beweis für das, was der Missionar vermag, für den Glauben, den er verkündet, ja, für den Gott, der alles vermag.

Bei den Kayapó heißt der Fremde, der nichts bringt, genauso wie jeder, der nichts zu leisten imstande ist, „Meõ kaigó“ = ein Wertloser, einer der nichts gilt, einer der nichts ist.

Freilich muß der Missionar, um Unglück zu verhüten, die Geschenke, die er bringt, sorgfältig auswählen. Die moderne Ethnologie mit ihren Hinweisen auf die Möglichkeiten einer gesunden Akkulturation gibt hier eine wertvolle Hilfe¹. Auch die Frage der Verteilung ist gerade für den

¹ Vgl. PES. ANTONIO E CARLOS LUKESCH: A Integração do nÍdigena na civilização cristã, *Revista da Conferência dos Religiosos do Brasil*, No. 15 (Rio de Janeiro 1956) pp. 540.

Missionar ein bedeutsames Problem, und er muß sich dabei seiner Verantwortung für die Zukunft des Volkes bewußt sein. Wir gaben bei unseren Kayapó nur im Tauschwege, oder wenn eine Arbeitsleistung für uns vollbracht wurde. Mag sie auch geringer sein als die Gegengabe, so hebt sie doch deren Sinn und Wert hervor. Den Häuptlingen konnten wir Geschenke ohne Gegenleistung geben, und ohne daß dies von den anderen mit Neid angeschaut wurde. Aufbau und Geschlossenheit ihrer Gesellschaftsordnung wird von den Eingeborenen noch als etwas Unwiderrufliches erlebt. Im Häuptling als dem Repräsentanten der Gemeinschaft sehen sich irgendwie alle beschenkt.

Ähnliches wie von den Geschenken gilt von der Arbeit, die der Missionar oder Laienbruder sie zu lehren versteht, und von seiner Sorge um die Kranken und Notleidenden. Es konnte uns insbesondere am Anfang unseres Zusammenlebens mit den Indianern schier zur Verzweiflung bringen, wenn etwa ein Verwundeter, um den wir uns mühten, höhnisch dazu lachte, oder wenn eine alte Indianerin, der wir eine Medizin zu trinken geben wollten, mißtrauisch fragte: „Ist es kein Gift, das du mir da gibst?“, oder wenn ein junger Mann den eben mühevoll angelegten Verband gleich wieder abriß. Aber sehr bald — und nicht etwa erst, als der Medizinmann einmal beim abendlichen Feuerschein auf dem großen Dorfplatz in pathetischen Worten unsere „Taten“ rühmte, — konnten wir erkennen, daß unsere Bemühungen auch für unsere Aufgabe nicht umsonst gewesen waren.

Man darf sich vom Schein nicht trügen lassen, von einer anderen Art der Zurückhaltung, von anderen Ausdrucksformen der Gefühle. *Caritas* — und dazu gehören Geschenke und Wohltaten — ist auch beim heidnischen Naturvolk das stärkste Zeugnis für das Christentum (*Joh* 13,35; *Jak* 2, 14 ff.).

Um die rechte Art zu finden, wie er dem Naturvolk den Glauben verkünden soll, muß der Missionar alles daransetzen, auch die Ideale des Naturvolkes kennenzulernen, die sittlichen Auffassungen; er muß einen Einblick zu gewinnen trachten in das Geistesleben des Volkes und in dessen bisherige Weltanschauung. Dies ist ja der Hintergrund, auf dem er ihnen das Christentum darstellen muß. Hier muß er die Verschiedenheiten und Irrtümer erkennen, aber auch die Analogien und Anknüpfungspunkte für sein Wirken suchen: „Cum enim gratia non tollat naturam sed perficiat ...“².

Ein Ideal der Eingeborenen, das gleich in die Augen springt, ist das Idealbild des Kriegers, des Starken. Unsere Kayapó-Indianer sprechen vom „Meõ apatoit“ = vom „mächtigen Mann“, vom „Gewaltigen“, vom „Meõ dyókre“ = dem „wilden Mann“. Das ist der Mann, der sich durchsetzt gegen alle Widerstände, der alles Unrecht gegen sich, gegen seine Verwandten und Stammesgenossen unfehlbar rächt. Die Kraft des Guten

² THOMAS V. A.: *S Th.* I. 1,8 ad 2; PIUS XII. Enzyklika „*Evangelii Praecones*“. *AAS* 1951, 521—524.

und die Stärke und Macht des Erlösers muß der Missionar von allem Anfang an in den Vordergrund seiner Lehrverkündigung stellen. Christus ist ja der große Streiter für das Gottesreich und fordert auch jene, die ihm folgen wollen, zu diesem gigantischen Kampf auf (*Mt* 10, 34). Er entlarvt die Schlechtigkeit und Heuchelei seiner mächtigen Feinde (*Mt* 12, 34; 23, 29). In herrlichen Wundern zeigt er seine Stärke, er lehrt wie einer, der Macht hat (*Mt* 7, 29). Durch heroisches Leiden und Tod siegt er über die Welt und den Satan (*Offb* 5, 5). Paulus nennt ihn alleinigen Gebieter, König der Könige, Herr der Herrscher, dem Preis und Macht in Ewigkeit gebührt (*1 Tim* 6, 15). Wie zeigten sich unsere Indianer immer wieder beeindruckt, wenn wir ihnen z. B. sagten: „Jesus ein Wort nur sprach, und der Mann, der tote, erhob sich und lebte“.

Schon in den ersten Tagen des Zusammenlebens wird man erkennen, wie scharf die Eingeborenen zwischen Gut und Böse unterscheiden. Doch kann es sein, daß, wie z. B. bei unseren Kayapó, der Glaube an eine göttliche Sanktion der Sittenordnung verloren gegangen ist. Dafür wird man immer wieder der Rache begegnen, die im Leben der Naturvölker eine so bedeutsame und düstere Rolle spielt und oft der entscheidende, ausgleichende Faktor in ihrer Ethik ist. Je rascher und besser hier der Missionar die Psyche des Naturvolkes erkennt, um so besser wird er von der Gerechtigkeit und dem Gericht Gottes reden können.

Man findet bei den Eingeborenen immer wieder den Glauben an eine *Beseelung* nicht nur des Menschen, sondern auch der Natur, vor allem der belebten — der Tiere und Pflanzen. Wir hörten bei den Kayapós gleich am Anfang auch im Zusammenhang mit uns und den heiligen Gegenständen und Gewändern, die wir gebracht hatten, das Wort „mekarón“. Dies ist der Begriff, mit dem sie Seele, aber auch Totenseelen, Geister, Schatten, Spiegelbild, Echo und alles für sie Unheimliche, Unerklärliche, Unberührbare und Numinose bezeichnen. Die Seele stellen sie sich als einen feinen Stoff vor, der im allgemeinen unsichtbar ist. Wir blieben bei dem Begriff „mekarón“ und begannen, ihnen die Eigenschaften der menschlichen Seele zu erklären.

Auffallend ist auch gleich die große *Todesfurcht* der Eingeborenen. Schon bei einer ganz geringfügigen Krankheit denken unsere Indianer sogleich ans Sterben. „Die böse Krankheit tötet mich“, sagen sie dann.

Allgemein ist der Glaube, daß Freuden nur im Diesseits zu finden sind. Nie kann man die geistige Armut und Trostlosigkeit dieser Menschen besser erkennen, als in dem Augenblick, da der Tod seinen Schatten über das Eingeborenendorf wirft. Gellende Schreie der weiblichen Angehörigen verkünden den Kayapós den Tod eines Dorfgenossen. Mit der Zeit verstanden wir auch den Inhalt ihrer schrillen Totenklagen. Es waren immer ähnliche Sätze wie: „Mein lieber Mann ist tot, er kann nicht mehr singen, er kann nicht mehr tanzen, er kann nicht mehr jagen, und ich bin ganz allein!“ Oft enthalten sie auch leidenschaftliche Anklagen gegen vermeintliche Urheber des Schmerzes. Der Fremde im Dorf, jeder, dem sie geheimnisvolle Kräfte zutrauen, kann dadurch in höchste Gefahr kommen.

Die Eingeborenen glauben an ein Fortleben im Jenseits; aber es ist im Grunde ein trauriges und schattenhaftes Dasein. Die Kayapó erzählten uns bald, daß die Totenseelen auf der weiten Steppe herum-schwärmen. Wenn sie ins Dorf kommen, bringen sie den Lebenden Unheil, Krankheit und Tod. Hie und da sprachen sie auch von einem Dorf der Toten über dem Himmelsgewölbe. Aber im Grunde sind ihre Vorstellungen immer sehr vage³. Je klarer der Missionar hier die wahren Motive der Eingeborenen sieht, je stärker ihm ihre Trostlosigkeit und Unsicherheit zum persönlichen Erlebnis wird, um so wirksamer wird er ihnen die Religion, die dem Tod seinen Schrecken nehmen kann (*1 Kor* 15, 55), und die befreiende und beglückende Botschaft von der Auferstehung bringen.

Wenn man mit einzelnen Eingeborenen, deren Freundschaft man bereits gewonnen hat, etwa am Abend beisammen ist, reden sie beim Anblick des Sternenhimmels gern über ihre Vorstellungen vom Universum. Ganz im Sinne ihres anschaulichen, bildhaften Denkens und ihres Urteilens nach der äußeren Erscheinung wölbt sich (ähnlich der Anschauung vieler Naturvölker) das Firmament als festes Dach über die Erde. Nach dem alten Glauben unserer Kayapó ist über diesem Dach der Erde wieder eine Welt, die sie sich ganz ähnlich ihrer eigenen vorstellen: Es gibt dort den Urwald mit dem gleichen Wild und den Vögeln, es gibt die Steppe, es gibt den großen Fluß mit den gleichen Fischen, ja, es gibt auch ein großes Dorf der Kayapó mit zwei Häuptlingen. Wir fanden aber doch eine ferne Analogie zum christlichen Himmel, wie sie bei vielen Naturvölkern erscheint, insofern das Land über dem Himmels-gewölbe als ein Ort der guten Früchte und der Nahrungsfülle gepriesen wird. Auch die Heilige Schrift bringt solche Bilder, wie etwa vom Baum des Lebens im Paradies, von dessen Früchten die Seligen essen werden (*Offb* 2, 7; 22, 2); oder vom himmlischen Freudenmahl (*Mt* 8, 11; *Offb* 19, 9).

Allmählich wird man auch aus Erzählungen und Kulthandlungen die Namen und Eigenschaften der transzendenten, den Menschen überlegenen Wesen ihrer Überlieferung kennenlernen. Ihre Vorstellungen davon sind durchaus antropomorph. Oft ragt unter diesen Gestalten eine als Höch-stes Wesen hervor, das erhaben und gebietend über allen anderen Wesen und Mächten steht. Hier wird aber der Missionar besonders am Anfang mit Vergleichen und Anknüpfungen sehr zurückhaltend sein müssen, um der Gefahr der Entwürdigung des Göttlichen und einer Vermischung und Verwirrung auszuweichen.

Wir lernten nach und nach von unseren Kayapó, daß sie an über-irdische Wesen, Mächte, Geister und Totengeister glauben; auch Sonne und Mond gehören dazu. Sie werden fast alle als den Menschen feindlich gedacht. Unter diesen Wesen hat eines eine gewisse zentrale

³ vgl. A. LUKESCH: Über das Sterben bei den nördlichen Kayapó-Indianern. In: *Anthropos* 51, 1956, 974 ff.

Bedeutung. Sein Name wurde immer wieder genannt, „Bebgoróroti“ oder Meō-be-Nā = der Mann, der sich in den Regen, in das Gewitter verwandelte⁴. Nach ihrer Überlieferung war er ein Heros, der in der Urzeit, von seinen Dorfgenossen um die Jagdbeute betrogen, wütend zum Himmel emporstieg und sich in das Unwetter verwandelte. Seither schreitet er am Himmel einher, schwingt seine mächtige Keule und schleudert seine Blitze auf die Menschen. Er ist mehr als eine bloße Personifikation des Gewitters, er ist eine machtvolle Persönlichkeit, die sich im Gewitter kundtut. Willkürlich greift er in die Schicksale der Menschen ein als Herr über Leben und Tod. Er erweist sich auch als Wohltäter, z. B. wenn er seiner auf der Erde zurückgelassenen Familie das Feuer bringt. Die tiefe Ehrfurcht vor ihm konnten wir daran erkennen, daß sich die Gesichter der Indianer feierlich verwandelten, sobald nur die Rede auf ihn kam. Durch seine Verwandlung ist er für sie zu einem höheren Wesen geworden mit Beziehungen zu einem bestimmten kosmischen Bereich, ausgestattet mit göttlichen Prädikaten. Es ist möglich und manches spricht dafür, daß sein Bild Züge eines Höchsten Wesens enthält, dessen Epigone er ist und an das die Kayapó einmal geglaubt haben. Äußere Kulthandlungen für ihn oder für andere überirdische Wesen konnten wir aber nicht beobachten. Jedenfalls fanden wir in ihrer Vorstellungswelt kein übersinnliches Wesen ohne Anbeginn und von solcher Machtfülle und Güte, mit den Uranfängen des Seins, der Welt und der Menschheit so verbunden und als erhabene Persönlichkeit so profiliert, daß wir es hätten wagen können, dessen Namen für Gott zu verwenden. Wir wählten die Bezeichnung im Gebet des Herrn: Unser Vater (Mt 6, 9) = Me-ba-Bam. Damit ist auch der indianischen Geisteshaltung Rechnung getragen, wonach der Name, wenigstens soweit er ihnen heute noch erklärbar und verständlich ist, immer irgendwie der Repräsentant des Trägers und seines Wesens ist. In Bildern aus ihrer Umwelt und Geistigkeit begannen wir von Unserm Vater-Gott, von seiner Schöpfung, seiner Allmacht, seiner Gerechtigkeit und Güte zu erzählen.

Sobald man die Eingeborenensprache soweit beherrscht, daß man den Erzählungen der alten Geschichten und *Mythen* folgen kann, wird man wieder und wieder hören, daß darin eine unvordenkliche *Zeit* eine Rolle spielt. Sie glauben an eine Urzeit mit Ereignissen und Taten, von Gottheiten oder hervorragenden Ahnen, die für die Formung ihres heutigen Lebens und die Seinsordnung ihrer Welt von entscheidender Bedeutung waren. Immer, wenn sie vom Ursprung, von der Herkunft und vom letzten Sinn der Dinge reden, erwähnen sie diese Zeit. Ihre Feste mit einem umfangreichen Ritual, mit Tänzen in prachtvollem Federschmuck und Gesängen in einer geheimnisvollen Sprache — die z. B. unsere Kayapó selber nicht mehr verstehen — sind im allgemeinen nichts anderes als eine dramatische Darstellung des Urzeitgeschehens, eine Gegenwärtig-

⁴ vgl. A. LUKESCH: Bebgoróroti, eine mythische Gestalt der Gorotire-Indianer. *Wiener Völkerkundliche Mitteilungen* 7, Bd. 2., Nr. 1—4, S. 63—78.

setzung der großen Welttaten. Auch hier lassen sich Analogien finden, die ihnen das Christentum nahebringen können. Die Schöpfungstage, die Zeit der Propheten, die Zeit, zu der Unser Herr auf der Erde wandelte, werden sie als die für unsere Seinsordnung entscheidende Zeit wiedererkennen. Die Kayapó-Indianer selbst nannten z. B. die heilige Messe, die wir zuerst in einer ihrer Hütten und dann in unserer Dorfkapelle feierten: „Wayangári tóro“ = Fest des Priesters. Festfeier des Priesters zur Ehre Gottes ist eine schöne Bezeichnung für das heilige Opfer. Wir nahmen sie also an. Es besteht auch eine gewisse Analogie zwischen dem heiligen Meßopfer und ihren Festen, deren Sinngehalt eben die Gegenwärtigsetzung entscheidender Welttaten ist. Die Messe ist innerwesentlich bezogen auf das Kreuzesopfer. Christus selbst stellt sie in den Einsetzungsworten als Erinnerungsfeier hin (*Lk* 22, 19), sie ist Darstellung des Kreuzesopfers⁵. Dem Meßopfer als Darstellung der weltgestaltenden Erlösungstat des Gottmenschen wird das Naturvolk gemäß seinem Begriff von Festfeier durchaus aufgeschlossen sein.

Hinsichtlich der Art und Weise, wie der Missionar ihnen die christliche Lehre übermittelt, wie er sie predigt, geht er am besten bei den Eingeborenen selbst in die Schule. Wir zählten zu den eifrigsten Zuhörern, wenn der Häuptling, ein alter, erfahrener Krieger oder auch ein Mediziner zu seinen Dorfgenossen sprach. Während seiner Ansprache schreitet der indianische Redner den ganzen Platz ab, sich immer und immer wiederholend, um von allen gehört zu werden. Die Rede begleitet er mit Gebärden, was schon die geringe Ausdrucksmöglichkeit der Eingeborenen Sprache notwendig erscheinen läßt. Der Redner hat meist eine Keule in der Hand, eine Lanze, ein Bündel Pfeile, die ihm sowohl als Symbol seiner Kraft und der Taten, zu denen er die Zuhörer anfeuern will, als auch zur Unterstützung seiner schauspielerischen Leistung dienen und darüber hinaus die Verdinglichung seiner Worte und Begriffe bedeuten. Damit seine Rede wirkt, muß auch der Missionar sich ähnlicher Mittel bedienen. Ich hielt z. B. bei den Ansprachen im Indianerdorf meist das Kruzifix der Mission in der Hand zur Unterstreichung dessen, was ich sagen wollte.

Wenn der Missionar predigt, wenn er den Eingeborenen die christliche Lehre erklärt, darf er nie außeracht lassen, daß sich sein Publikum aus Kindern des Urwalds und der Steppe zusammensetzt, aus Menschen mit einem überaus bewegten und kontrastreichen Leben. Um sie anzusprechen, um ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, muß er so konkret wie möglich reden und, soweit es angeht, immer wieder aktuelle Ereignisse aus dem Alltag des Naturvolkes in sein Thema einbeziehen. Beschreibung von Bildern mit realistischen Darstellungen, etwa aus der Schöpfungsgeschichte oder aus dem Leben des Heilands, die er den Eingeborenen zeigen kann, vermag seine Aufgabe zu erleichtern.

⁵ *Tridentinum*: DENZ 938.

Der Missionar, der bei einem Naturvolk wirkt, muß von allem Anfang an berücksichtigen, daß er in einer Gesellschaft lebt, die einen geschlossenen Organismus darstellt und ein so starkes Gefühl für Autorität besitzt, wie wir es kaum noch kennen. Dies muß seine Taktik beeinflussen.

Die soziale Gliederung der Gesellschaft ist wohl nach Stämmen verschieden. Wir fanden bei unseren Kayapó als Gemeinwesen eine Dorfgemeinschaft vor, die in zwei Hälften und in Altersklassen gegliedert ist. An der Spitze jeder Dorfhälfte steht ein Häuptling. Beide Häuptlinge leiten gemeinsam und mit großer Autorität die Geschicke der Gemeinde. Die Altersklasse der „Mebengét“ — das sind die Männer in der Blüte ihrer Jahre, die erfahrenen Krieger und die Alten — ist die führende Klasse. Die Geschlossenheit der Gesellschaft und das Gefühl der Autorität ist so tief verwurzelt, daß kaum je ein Dorfgenosse in einer bedeutenderen Sache einmal eigene Wege gehen kann. Niemand kann etwas tun, was die herrschende Schicht, die von den Häuptlingen angeführt wird, nicht gutheißt. Freilich hatten wir im Indianerdorf von allem Anfang an immer die Kinder um uns, und sie wurden auch bald unsere eifrigsten Schüler. Aber wir erkannten rasch, daß wir, wenn wir unsere heilige Sache zum Siege führen wollten, uns vor allem um jene führende Schicht bemühen müßten. Es war der entscheidendste Augenblick unserer Mission, als ich nach Jahren zum erstenmal die Frage an einen der Männer dieser Klasse richtete: „Willst du ein Christ werden?“ Seine Antwort: „Ich habe es dir schon lange sagen wollen, mich hungert nach der Taufe“ gab uns die beglückende Gewißheit, daß schon vorher der ganze Stamm sein Jawort zu unserer Sendung gegeben hatte.

Ich habe ein Buch in Druck mit dem Titel: *Religionsbuch der Kayapó-Indianer*. Es soll eine Dokumentation bringen über die Wortverkündigung in den ersten Anfängen der Mission bei einem Naturvolk. Es enthält nach einer Einführung in die Welt der Indianer in vielen religiösen Eingeborenentexten mit interlinearer Übersetzung die wichtigsten Gebete, eine kurze Glaubenslehre, Erzählungen aus der Heiligen Schrift, Predigt-skizzen und Lieder. Die den Text begleitenden Erklärungen versuchen, auch eine Methode der Mission zu zeigen.

Hier aber sollte nur an Hand eines konkreten Beispieles einiges über den Beginn der Mission bei Naturvölkern, über Möglichkeiten und Methode ausgesagt werden. Wenn es in dem engen Rahmen der Abhandlung gelungen ist, ein paar Streiflichter auf das Thema zu werfen und Anregungen zu geben, so hat sie ihr Ziel erreicht.